

Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945 (Geschichte der Gegenwart, Bd. 4; Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14), Wallstein Verlag, Göttingen 2012, 376 S., geb., 34,90 €.

Wie kann im 21. Jahrhundert Geschichte erforscht und geschrieben werden? Die seit den 1980er Jahren in Deutschland etablierte Sozialgeschichtsschreibung der Bielefelder Schule war bereits in ihrer Zeit mit zwei inkommensurablen Anforderungen konfrontiert: Erstens stellten metahistorische Überlegungen zu Zeitstrukturen und Modi des Erzählens die scheinbare Selbstverständlichkeit einer objektivierenden Geschichtsschreibung infrage.¹ Zweitens ließen sich individuelle und kollektive „Erfahrungen“ und generell der „Alltag“ nicht einfach in die „großen Erzählungen“ auch der Sozialgeschichte integrieren. Diesen Leerstellen versuchten unter anderem die History-Workshop- und Oral-History-Bewegungen Rechnung zu tragen. Sowohl einige akademische Lehrer wie auch ‚Barfuß-Historikerinnen und –Historiker‘ suchten nach ungewöhnlichen Quellen und sammelten Erzählungen von „kleinen Leute“, um auf dieser Grundlage „andere Geschichten“ schreiben zu können. Insbesondere durch die unaufgearbeitete NS-Vergangenheit stellte sich diese Aufgabe mit besonderer Dringlichkeit. In den letzten 30 Jahren hat sich ein breiter populärer und medialer Geschichtsdiskurs entwickelt, der es dringend notwendig macht, die Geschichtsbilder und insbesondere das Phänomen der „Zeitzeugenschaft“ einer profunden wissenschaftlichen Reflexion zu unterziehen.

Die 17 Beiträge in dem zur Besprechung vorliegenden Sammelband „Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945“ (herausgegeben von Martin Sabrow und Norbert Frei) stellen in umfassender Art und Weise dar, wie „der Zeitzeuge und das Prinzip der Zeugenschaft“ im Rahmen der Zeitgeschichtsschreibung gleichsam „neu begründet“ wurden (S. 9). In den Beiträgen des ersten Kapitels wird eine „Theorie des Zeitzeugen“ umrissen: Martin Sabrow (S. 13–32) beschreibt paradigmatisch den Zeitzeugen als „Wanderer zwischen den Welten“, der im Zuge des diskursiven Machterwerbs in den letzten 30 Jahren seine zunächst kritische Funktion eingebüßt habe. Harald Welzer (S. 33–48) und Rainer Gries (S. 49–70) fordern programmatisch eine – vor allem medial bedingte und sozial für notwendig erachtete – Renovierung der Erinnerungskultur.² Achim Saupe (S. 71–92) arbeitet heraus, dass eine kritische Betrachtung des Zeitzeugen typisch für die Gründungsphase der Geschichtswissenschaft war. Erst in jüngster Zeit, so Saupe, sei die Abkehr von einer historisch-juristischen Semantik und die Hinwendung zu einer integrierend-relativierenden Semantik zu beobachten (S. 92). Für José Brunner (S. 93–110) kommt das Konzept der Traumatisierung, das den Shoah-Überlebenden auferlegt wurde, einer „Medikalisierung von Zeugenschaft“ gleich – mit all den belastenden Konsequenzen, die eine solche Verschiebung aus dem politischen Bereich in das persönliche Innenleben zur Folge hat.

Im Fokus des zweiten Kapitels stehen die Zeitzeugen *avant la lettre*, die direkt nach Shoah und Zweitem Weltkrieg das Erlebte rekonstruierten, bevor der Begriff „Zeitzeuge“ überhaupt bekannt war. Für die Darstellung der Herausbildung jüdischer Zeitzeugenschaft in Polen greift Laura Jokusch (S. 113–144) auch auf die besondere Geschichte des Ringelblum-Archivs im Warschauer Ghetto zurück. Hingegen erwähnt Sybille Steinbacher (S. 145–157) die für die deutsche Zeitgeschichtsschreibung aussagekräftige Kontrastierung von subjektiver jüdischer Erinnerung und objektiver Zeitgeschichtsforschung

¹ Vgl. unter anderem Hayden White, *Metahistory: die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991 (zuerst engl. 1973).

² Da das Erleben der antijüdischen Verfolgung und das Überleben in Ghettos und bei Partisanen vielfach nur durch Zeitzeugenerzählungen rekonstruiert werden konnte und kann, muss Welzers Behauptung, dass Zeitzeugen und Zeuginnen „nur höchst selten Informationen über das hinaus (liefern), was aus anderen Quellen erschließbar ist“, sehr verwundern.

nur am Rande.³ Jolande Withus (S. 157–175) warnt in ihrem Beitrag über Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs in den Niederlanden vor der Vermischung von „Geschichtsschreibung und Therapie“ (S. 175). Ein Verfolgungsleiden kann, ihrer Meinung nach, nur im therapeutischen Rahmen angemessen Anerkennung finden, weil dort die subjektive Bedeutungsgebung der Betroffenen den einzig gültigen Bewertungsmaßstab setzt. Hanna Yablonka (S. 176–198) betont ebenfalls die Unmöglichkeit der Integration des Traumas in das alltägliche Sprechen und damit, auch die Unmöglichkeit für Außenstehende beziehungsweise Nichtbetroffene, das Erleben von Gewalt und grauenvoller Barbarei nachvollziehen zu können.

Das dritte Kapitel arbeitet die Situiertheit des Zeitzeugen in der historischen Deutungskonkurrenz heraus. Silke Satjukow (S. 201–223) zeigt, wie das „Erinnerungsdiktum“ (S. 212) oder auch „Antifaschismus-Postulat“ (S. 223) der DDR von zwei eigensinnigen Erzählern durchbrochen wurde. Dass die Gleichsetzung von „Zeitzeuge und Holocaust-Überlebender“ (S. 225) erst zu Beginn der 1980er Jahre einsetzte und heute bereits wieder im Verschwinden begriffen ist (S. 246), zeigt Heidemarie Uhl (S. 224–246). Konjunkturelle Schwankungen spiegelten sich auch, so Uhl, in der narrativen Konfiguration des jüdischen Zeitzeugen: Während zunächst das „Pathos des Widerstands“ gewünscht worden sei, würde heute die „Aura des Authentischen“ erwartet. Filippo Focardi (S. 247–265) erinnert daran, dass führende Vertreter der „Resistenza“ in Italien die ersten Historiker der Kriegszeit waren. Das „antifaschistische Paradigma“ (S. 263), das heute in staatlichen Erinnerungsakten vermieden werde, spiele für das politische Engagement gegen den Rechtsextremismus weiterhin eine zentrale Rolle. Das Bild der „Resistenza“ sei aber inzwischen komplexer und widersprüchlicher, und auch die jüdischen Erinnerungsnarrative gehörten seit den 1980er Jahren dazu. Irina Scherbakowa (S. 266–277) reflektiert den Zeitzeugenbegriff im Rahmen der sowjetischen Geschichtsschreibung. Mit der zögerlichen Rehabilitierung der Gulag-Überlebenden seit dem Ende der stalinistischen Ära 1956 begann langsam eine Erinnerungsarbeit, die jedoch mit der Breschnew-Ära ab 1964 schon wieder stagnierte. Ab den 1970er Jahren wurde die Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg (S. 272) forciert; die erneut verstummte Gulag-Erinnerung lebte erst ab den 1990er Jahren wieder auf. Heute, so Scherbakowa, könne sich die junge Generation „angstfrei“ (S. 276) mit der eigenen Geschichte auseinandersetzen und tue dies auch.

Das vierte Kapitel ist dem Zeitzeugen „als mediale[r] Kunstfigur“ gewidmet. Ausgehend von der These, dass die medial bedingte Unmittelbarkeit den Erzählungen von Zeitzeugen Authentizität und affektive Wirkungsmacht verleiht (S. 282), stellt Judith Keilbach (S. 281–299) vier ausgewählte Beispiele einer möglichen „Mediengeschichte der Zeitzeugen“ (S. 281) vor: von amerikanischen Filmteams nach der Befreiung der NS-Lager aufgenommene Dokumentationen, eine psychologisch-ethnologische Video-Studie über Überlebende in den DP-Lagern, die Zeugenschaft im (Film über den) Eichmann-Prozess und das, Ende der 1970er Jahre realisierte, „Holocaust Survivors Film Project“. Der Sammelband endet mit drei medienkritischen Beiträgen. Christoph Classen (S. 300–319) nimmt den Zeitzeugen als „Artefakt der Medienkonsumgesellschaft“ in den Blick und kommt dabei zu einer weitreichenden Schlussfolgerung: Mit dem Wandel zum Erinnerungsparadigma, so seine Argumentation, sei ein genereller „Glaubwürdigkeitsverlust rational-abstrakter Glaubwürdigkeitsvorstellungen“ (S. 317) verbunden. Wulf Kansteiner (S. 320–353) dekonstruiert, ganz in diesem Sinne, die Guido Knoppsche Filmsprache. Diese „Geschichtspornographie“ (S. 343/345), so Kansteiner, bediene das voyeuristische Schauen, das es den Zuschauern ermögliche, dabei zu sein, ohne beteiligt sein zu müssen – im schlimmsten Fall beim Massenmord. Dass der „Überlebende“ eine „Erfindung des 20. Jahrhunderts“ ist und nur als „Kunstfigur im Medium Film“ existiert, daran erinnert Hanno Loewy (S. 354–372). Im Anschluss an Primo Levis Diktum, dass Überlebende (wie er selbst) keine wirklichen Zeugen sein können, da sie „den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben“ (zit. nach S. 354), interessiert sich Loewy für die verschiedenen „role models“ des Überlebenden (S. 359) im Film. Er beendet seine Ausführungen mit tiefer Ratlosigkeit, die für ihn auch die Figur der Anni in István Szabos Film „Vater“

³ Vgl. *Nicolas Berg*, *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*, Göttingen 2003; *ders.*, *Die Lebenslüge vom Pathos der Nüchternheit. Subjektive jüdische Erinnerung und objektive deutsche Zeitgeschichtsforschung?* Joseph Wulf, Martin Broszat und das Institut für Zeitgeschichte in den sechziger Jahren, in: *Süddeutsche Zeitung*, 17.7.2002.

(1966) verkörpert: „Sie will nicht als Jüdin stigmatisiert sein; sie will von Auschwitz nichts mehr hören; sie hat die Gedenkstätte besucht und weiß nicht, was sie mit dieser Erfahrung anfangen soll“ (S. 372).

Auffallend an diesem informativen und zur „Zeitzeugenschaft“ im deutschsprachigen historiografischen Diskurs grundlegenden Sammelband ist, wie sehr 1. das Verständnis von Zeitzeugenschaft von Kriegserfahrung, totalitärem Verbrechen und dem geprägt ist, was Dan Diner „gegenläufige Gedächtnisse“⁴ genannt hat, und 2. theoretische und methodische Fragen vorrangig in den medienkritischen Beiträgen und im Zusammenhang mit der Reflexion der Opferzeugenschaft zum Thema gemacht werden.

Anne Klein, Bonn

Zitierempfehlung:

Anne Klein: Rezension von: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945 (Geschichte der Gegenwart, Bd. 4; Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14), Göttingen 2012, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 53, 2013, URL: <<http://fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81453>> [18.4.2013].

⁴ Dan Diner, Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust, Göttingen 2007.